

HEYNE <

Das Buch

Während eines Moskauaufenthalts wird der britische Historiker Fluke Kelso von einem ehemaligen Geheimdienstmitarbeiter aufgesucht. Nachdem Alkohol in Strömen geflossen ist, behauptet dieser, in Stalins Todesnacht dem Chef der Geheimpolizei dabei geholfen zu haben, ein geheimes Notizbuch Stalins beiseitezuschaffen. Kelsos Nachforschungen ergeben rasch, daß der Alte die Wahrheit gesagt hat. Als sein Informant kurze Zeit später bestialisch ermordet aufgefunden wird, ist sich der Historiker sicher, daß das Notizbuch hochbrisante Informationen enthält und daß er nicht der einzige ist, der sich 45 Jahre nach Stalins Tod dafür interessiert. Die Jagd nach dem Buch führt durch ein Moskau der verlassenen Paläste und elenden Plattenbausiedlungen, bis Kelso die Notizen schließlich in Händen hält. Sie übertreffen all seine Erwartungen und bringen ihn auf eine Spur, die direkt zu Stalins fast ein halbes Jahrhundert lang gehütetem Geheimnis führt ...

Der Autor

Robert Harris, Jahrgang 1956, arbeitete als Fernsehjournalist bei der BBC und als Kolumnist für die Sunday Times, bevor er sich ganz der Schriftstellerei zuwandte. Seine Romane *Vaterland* und *Enigma* haben sich mehr als sechs Millionen mal verkauft und sind in dreißig Sprachen übersetzt worden. Er lebt mit seiner Familie in Berkshire, England.

Außerdem bei Heyne lieferbar:

Pompeji – Imperium

ROBERT HARRIS

Aurora

Roman

Aus dem Englischen
von Christel Wiemken

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe

ARCHANGEL

erschien 1998 bei Hutchinson/Random House, London



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen

2. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 01/2007

Copyright © 1998 by Robert Harris

Copyright © 1998 der deutschsprachigen Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Copyright © 2007 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Umschlagfoto: © Grant V. Faint/Iconica/Getty Images

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43209-3

www.heyne.de

In Erinnerung an
Dennis Harris
1923-1996
und für Matilda

Prolog
Rapawas Geschichte

»Der Tod löst alle Probleme –
kein Mensch, kein Problem.«

J. W. Stalin, 1918

Vor langer Zeit – lange bevor Sie auf der Welt waren, mein Junge – stand eines Nachts ein Leibwächter auf der rückseitigen Veranda eines großen Hauses in Moskau und rauchte eine Zigarette. Es war eine kalte Nacht, in der weder Mond noch Sterne zu sehen waren, und der Mann rauchte, gleichsam um sich aufzuwärmen, als auch um sich die Zeit zu vertreiben. Er hielt seine Bauernpranken dicht an die glimmende Pappröhre einer georgischen *papiroso*.

Dieser Leibwächter hieß Papu Rapawa. Er war fünfundzwanzig Jahre alt, ein Mingrelier von der Nordostküste des Schwarzen Meers. Und das Haus selbst – oder besser: die Festung – war ein zaristisches Herrenhaus, das fast eine halbe Straße im Diplomatenviertel einnahm, nicht weit vom Fluß entfernt. Irgendwo in der frostigen Dunkelheit am hinteren Ende des ummauerten Grundstücks lag ein Kirschgarten und dahinter eine breite Straße – die Sadowaja-Kudrinskaja – und noch weiter hinten der Moskauer Zoo.

Es herrschte kein Verkehr. Wenn es so still war wie jetzt und der Wind aus der richtigen Richtung wehte, konnte man ganz schwach das Heulen der Wölfe in ihren Käfigen hören.

Inzwischen hatte das Mädchen zu schreien aufgehört, was eine Wohltat war, weil es Rapawa schwer zugesetzt hatte. Das Mädchen konnte kaum älter als fünfzehn gewesen sein, nicht viel älter als seine kleine Schwester. Als er sie gepackt hatte, um sie dann abzuliefern, hatte sie ihn angeschaut – sie hatte ihn dermaßen angeschaut... also, um ehrlich zu sein, mein Junge, darüber wollte er lieber nicht reden, selbst heute, nach fünfzig Jahren, noch nicht.

Jedenfalls war das Mädchen schließlich verstummt – daran erinnerte er sich zumindest, und er sog genüsslich an seiner Zigarette –, als das Telefon läutete. Das muß so gegen zwei Uhr gewesen sein. Er würde es nie vergessen. Zwei Uhr nachts am 2. März 1953. In der kalten Stille der Nacht hörte sich das Läuten so laut an wie eine Feuer-glocke.

Also, normalerweise – das sollten Sie wissen – taten in der Nachtschicht vier Mann Dienst: zwei im Haus und zwei auf der Straße. Aber wenn ein Mädchen gebracht wurde, reduzierte der Chef das Wachpersonal gern auf ein Minimum, zumindest im Haus, und deshalb war Rapawa in der bewußten Nacht allein. Er warf seine Zigarette weg, eilte durch die Wachstube, an der Küche vorbei und in die Diele. Das Telefon war ein altmodischer Vorkriegsapparat, so einer, der an der Wand befestigt ist, und ... mein Gott, machte der einen Lärm! Rapawa nahm den Hörer mitten in einem Läuten ab.

»Lawrenti?« sagte ein Mann.

»Er ist nicht da, Genosse.«

»Dann holen Sie ihn. Hier ist Malenkow.« Die üblicher-weise bedächtige Stimme war jetzt heiser vor Panik.

»Genosse ...«

»Holen Sie ihn. Sagen Sie ihm, daß etwas passiert ist, und zwar in *Blischnjaja*.«

»Wissen Sie, was *Blischnjaja* bedeutet, mein Junge?« fragte der alte Mann.

Es waren nur sie beide in dem kleinen Zimmer im 22. Stock des Hotels Ukraina. Sie saßen auf zwei billigen Schaumstoffsesseln so dicht beieinander, daß sie sich mit den Knien fast berührten. Eine Nachttischlampe warf ihre verschwommenen Schatten auf die Fenstervorhänge – das eine Profil wirkte knochig, wie von der Zeit abgenagt, das andere eher fleischig und deutete ein mittleres Alter an.

Ja, sagte Fluke Kelso, der Mann mittleren Alters. Ja, er wisse, was *Blischnjaja* bedeute. (*Verdammt noch mal, natürlich weiß ich, was das bedeutet, wäre es beinahe aus ihm herausgeplatzt. Schließlich habe ich nicht umsonst in Oxford zehn Jahre lang russische Geschichte gelehrt.*)

Blischnjaja ist das russische Wort für »nahe«. »Nahe« war im Kreml der vierziger und fünfziger Jahre die Abkürzung für »Nahe Datscha«. Und die Nahe Datscha befand sich in Kunzewo, nicht weit von Moskau entfernt – versehen mit einem doppelten Sicherheitszaun, bewacht von dreihundert Mann einer NKWD-Sondertruppe und acht getarnten 30-Millimeter-Flakgeschützen, alle in dem Birkenwald verborgen, um den alleinigen, bejahrten Bewohner der Datscha zu beschützen.

Kelso wartete darauf, daß der alte Mann weitersprach, aber Rapawa war plötzlich anderweitig beschäftigt. Er wollte ein Streichholz aus einem Heftchen abreißen, um sich eine Zigarette anzuzünden. Er schaffte es nicht. Die Finger konnten das dünne Holz nicht greifen. Er hatte keine Fingernägel.

»Und was haben Sie dann getan?« Kelso beugte sich vor und zündete Rapawa die Zigarette an, hoffte, die Frage mit der Geste so zu überspielen, damit das Zittern in seiner Stimme nicht auffiel. Auf dem kleinen Tisch zwischen ihnen, verborgen zwischen den leeren Flaschen, den schmutzigen Gläsern, dem Aschenbecher und den zerknüllten Marlboro-Schachteln, stand ein Miniatur-Kassettenrecorder, den Kelso dort hingestellt hatte, als er glaubte, daß Rapawa nicht hinschaute. Der alte Mann nahm einen tiefen Zug aus der Zigarette und betrachtete dann dankbar die Glutspitze. Er warf das Streichholzheftchen auf den Boden.

»Sie wissen über *Blischnjaja* Bescheid?« sagte er endlich, nachdem er sich wieder in seinem Sessel zurückgelehnt hatte. »Dann wissen Sie auch, was ich getan habe.«

Dreißig Sekunden nach dem Entgegennehmen des Anrufs hatte der junge Rapawa an Berijas Tür geklopft.

Lawrenti Pawlowitsch Berija, Mitglied des Politbüros, angetan mit einem losen roten Seidenkimono, aus dem der Bauch wie ein großer weißer Sack hervorquoll, nannte Rapawa auf mingrelisch eine Fotze und versetzte ihm einen Stoß gegen die Brust, der ihn bis in den Flur zurücktaumeln ließ. Dann drängte er sich an ihm vorbei und tappte in Richtung Treppe davon, wobei seine schweißigen Füße feuchte Abdrücke auf dem Parkett hinterließen.

Durch die offene Tür konnte Rapawa ins Schlafzimmer hineinsehen – das große Holzbett, eine schwere Messinglampe in Form eines Drachens, das rote Laken, die weißen Gliedmaßen des Mädchens, ausgestreckt wie die eines Opfertiers. Ihre Augen waren weit aufgerissen, aber dunkel und blicklos. Sie unternahm keinen Versuch, sich zu bedecken. Auf dem Nachttisch standen ein Wasserkrug und mehrere Medizinflaschen. Etliche große weiße Tabletten waren auf den blaßgelben Aubusson-Teppich heruntergefallen.

Sonst konnte er sich an nichts erinnern, auch nicht daran, wie lange er dort gestanden hatte, bis Berija keuchend die Treppe wieder hinaufkam, ganz aufgebracht von seinem Gespräch mit Malenkow. Er warf dem Mädchen die Kleider zu, schrie es an, es solle verschwinden, und zwar plötzlich, und dann befahl er Rapawa, den Wagen vorzufahren.

Rapawa fragte ihn, wen er sonst noch dabei haben wollte. (Er dachte an Nadaraja, den Kommandanten der Leibwache, der normalerweise den Chef überallhin begleitete. Und vielleicht Sarsikow, der zu diesem Zeitpunkt sinnlos betrunken seinen Wodkaausch im Wachhaus neben dem Hauptgebäude ausschließ.) Woraufhin Berija, der Rapawa gerade den Rücken zukehrte und damit beschäftigt war, seinen Schlafrock abzuwerfen, einen Moment innehielt und einen Blick über die fleischige Schulter warf – überlegte, überlegte ... Man konnte sehen,

wie die kleinen Augen hinter dem randlosen Kneifer flackerten.

»Niemand«, sagte er schließlich. »Nur dich.«

Der Wagen stammte aus Amerika – ein Packard, zwölf Zylinder, dunkelgrüne Karosserie, Trittbretter von einem halben Meter Breite – ein Prachtexemplar. Rapawa holte ihn aus der Garage und setzte damit auf der Wspolny-Straße zurück, bis er sich direkt vor dem Haupteingang befand. Er ließ den Motor laufen, damit die Heizung auf Touren kam, sprang heraus und nahm neben der hinteren Beifahrertür die für das NKWD übliche Haltung ein, linke Hand auf der Hüfte, Mantel und Jacke leicht auseinandergezogen, Schulterhalfter freigelegt, rechte Hand am Griffstück der Makarow-Pistole, die Straße in beiden Richtungen überprüfend. Beso Dumbadse, gleichfalls ein Mingrelier, kam um die Ecke gerannt, um zu sehen, was los war, und zwar gerade in dem Moment, als der Chef aus dem Haus kam und auf den Gehsteig austrat.

»Was hatte er an?«

»Woher zum Teufel soll ich wissen, was er anhatte, mein Junge?« sagte der alte Mann gereizt. »Was zum Teufel spielt das auch für eine Rolle, was er anhatte?«

Aber jetzt, wo er darüber nachdachte, fiel es ihm wieder ein: Der Chef trug Grau – einen grauen Mantel, einen grauen Anzug, einen grauen Pullover, keine Krawatte –, und mit seinem Kneifer, seinen abfallenden Schultern und seinem großen, runden Schädel sah er deshalb nichts ähnlicher als einer Eule – einer alten, bösartigen grauen Eule. Rapawa öffnete die Tür, Berija stieg hinten ein, und Dumbadse, der ungefähr zehn Meter entfernt war, machte mit den Händen eine kleine Geste – *Und was zum Teufel soll ich tun?* –, woraufhin Rapawa die Achseln zuckte – woher zum Teufel sollte *er* das wissen? Er rannte um den Wagen

herum zum Fahrersitz, glitt hinter das Lenkrad, schaltete in den ersten Gang, und die Fahrt ging los.

Er war die fünfundzwanzig Kilometer hinaus nach Kunzewo schon ein dutzendmal gefahren, immer bei Nacht und immer als Teil des Konvois des Generalsekretärs – und *das* war jedesmal ein Schauspiel, mein Junge, das kann ich Ihnen versichern. Fünfzehn Wagen mit verhängten Hinterfenstern, das halbe Politbüro – Berija, Malenkow, Molotow, Bulganin, Chruschtschow – plus deren Leibwächter: aus dem Kreml heraus, durch das Borowizki-Tor, die Rampe hinunter, Beschleunigung auf 120 Stundenkilometer, an jeder Kreuzung hält die Miliz den Verkehr auf, und zweitausend NKWD-Leute säumen die Regierungsroute. Und man wußte nie, in welchem Wagen der Generalsekretär saß, bis zur letzten Minute, wenn sie von der Landstraße in die Wälder abbogen, einer der großen Sils ausscherte und sich an die Spitze des Konvois setzte, während alle anderen die Fahrt verlangsamten, damit der »rechtmäßige Erbe« Lenins vorausfahren konnte.

Aber in jener Nacht war nichts dergleichen. Die breite Straße war menschenleer. Sobald sie den Fluß überquert hatten, holte Rapawa aus dem großen amerikanischen Wagen heraus, was in ihm steckte. Das Tachometer zeigte mehr als 140 an, während Berija so still dasaß wie ein Felsbrocken. Nach zwölf Minuten lag die Stadt hinter ihnen. Nach fünfzehn, am Ende der Landstraße hinter Poklonnaja Gora, drosselte Rapawa das Tempo, um die versteckte Abzweigung nicht zu verpassen. Im Scheinwerferlicht blitzten die hohen, weißen Stämme der Silberbirken auf.

Wie still der Wald doch dalag, wie dunkel und grenzenlos – gleich einem sanft säuselnden Meer. Rapawa hatte das Gefühl, als würde der Wald sich den ganzen Weg bis zur Ukraine hin erstrecken. Ein Waldweg brachte sie nach einem Kilometer zum ersten Zaun, an dem ein rot-weißer Schlagbaum in Hüfthöhe die Weiterfahrt versperrte. Zwei

in Umhänge gehüllte und mit Maschinenpistolen bewaffnete NKWD-Männer kamen, die Mützen tief ins Gesicht gezogen, aus dem Schilderhaus, sahen Berijas versteinertes Gesicht, salutierten stramm und hoben den Schlagbaum. Der Weg wand sich weitere hundert Meter, vorbei an den geduckten Schatten großer Sträucher, und dann fielen die starken Scheinwerfer des Packards auf die zweite Sperre, eine fünf Meter hohe Mauer mit Schießscharten. Unsichtbare Hände öffneten von innen die eisernen Tore.

Und dann sah man die Datscha.

Rapawa hatte etwas Ungewöhnliches erwartet – obwohl er keine Ahnung hatte, was genau: Wagen, Männer, Uniformen, die Hektik einer Krisensituation. Aber in dem zweigeschossigen Haus brannte noch nicht einmal ein Licht, abgesehen von einer gelben Lampe über dem Eingang. In ihrem Kegel wartete jemand – die unverwechselbare dickliche und schwarzhäarige Gestalt des Stellvertretenden Ministerpräsidenten Georgi Maximilianowitsch Malenkow. Aber etwas war überaus merkwürdig, mein Junge: Er hatte seine glänzenden neuen Schuhe ausgezogen und sie unter einen der dicken Arme geklemmt.

Berija war aus dem Wagen, noch bevor dieser richtig zum Stehen gekommen war, und gleich darauf hatte er Malenkow beim Ellenbogen und hörte ihm zu, nickte, redete leise, schaute unruhig umher, und Rapawa hörte, wie er sagte: »Ihn bewegt? Haben Sie ihn bewegt?« Und dann schnippte Berija mit den Fingern in Rapawas Richtung, und Rapawa begriff sofort, daß ihm befohlen wurde, ihnen ins Haus zu folgen.

Bei seinen früheren Fahrten zur Datscha hatte er immer entweder im Wagen auf das Wiedererscheinen des Chefs gewartet, oder er war in die Wachstube gegangen, um mit den anderen Fahrern ein Gläschen zu trinken und zu rauchen. Sie sollten eins bedenken: *Drinne*n war verbotenes Territorium. Außer den Mitarbeitern des Generalsekretärs und geladenen Gästen ging nie jemand nach *drinnen*. Jetzt,

wo er in die Diele trat, hatte Rapawa plötzlich das Gefühl, vor Panik ersticken zu müssen – richtig körperlich zu ersticken, als hätte ihm jemand die Hände um die Kehle gelegt.

Malenkow ging auf Strümpfen voraus, und sogar der Chef ging auf Zehenspitzen, also folgte Rapawa ihrem Beispiel und versuchte, sich möglichst lautlos zu bewegen. Niemand sonst war zu sehen. Das Haus machte einen verlassenen Eindruck. Die drei Männer schlichen einen Korridor entlang, an einem Klavier vorbei und in ein Eßzimmer, wo acht Stühle um einen Tisch herumstanden. Das Licht war eingeschaltet. Die Vorhänge waren zugezogen. Es lagen einige Papiere auf dem Tisch, daneben stand ein Gestell mit Dunhill-Pfeifen. In einer Ecke stand ein aufziehbares Grammophon. Über dem Kamin hing ein vergrößertes Schwarzweißfoto in einem billigen Holzrahmen: der Generalsekretär als jüngerer Mann, der an einem sonnigen Tag mit dem Genossen Lenin irgendwo in einem Garten saß. Am entgegengesetzten Ende des Zimmers befand sich eine Tür. Malenkow drehte sich zu ihnen um und legte den plumpen Zeigefinger auf die Lippen, dann öffnete er ganz langsam die Tür.

Der alte Mann schloß die Augen und hielt sein leeres Glas zum Nachfüllen hin. Er seufzte.

»Wissen Sie, mein Junge, die Leute kritisieren Stalin, aber eines muß man ihm lassen: Er hat wie ein Arbeiter gelebt. Ganz im Gegensatz zu Berija – der hat sich eingebildet, er wäre ein Fürst. Aber das Zimmer des Genossen Stalin war das Zimmer eines einfachen Mannes. Das muß man Stalin lassen. Er ist immer einer von uns gewesen.«

In der Zugluft der aufschwingenden Tür flackerte in der Ecke unter einem kleinen Lenin-Bild eine rote Kerze. Die einzige andere Lichtquelle war eine Leselampe auf einem Schreibtisch. In der Mitte des Zimmers stand ein großes

Sofa, das als Bett hergerichtet worden war. Von ihm hing eine braune Armeedecke bis auf einen Tigerfell-Teppich am Boden herunter. Auf dem Teppich lag ein kleiner, dicker, rotgesichtiger Mann in einer schmutzigen weißen Weste und langer wollener Unterhose auf dem Rücken. Er atmete schwer und schien zu schlafen. Er hatte sich in die Hose gemacht. Das Zimmer war heiß und stank nach menschlichen Ausscheidungen.

Malenkow hielt sich mit seiner dicklichen Hand den Mund zu und blieb stehen, um die Tür zu schließen. Berija ging schnell auf den Teppich zu, knöpfte seinen Mantel auf und kniete sich hin. Er befühlte Stalins Stirn, zog mit den Daumen beide Augenlider zurück und entblößte blicklose, blutunterlaufene Augäpfel.

»Josef Wissarionowitsch«, sagte er leise, »ich bin's, Lawrenti. Lieber Genosse, wenn Sie mich hören können, bewegen Sie bitte die Augen. Genosse?« Dann zu Malenkow, ohne den Blick von Stalin abzuwenden: »Und Sie sagen, er könnte so schon seit *zwanzig* Stunden hier liegen?«

Hinter der vorgehaltenen Hand machte Malenkow ein würgendes Geräusch. An seinen glatten Wangen liefen Tränen herunter.

»Lieber Genosse, bewegen Sie die Augen! Die Augen, lieber Genosse ... Genosse? Ach, scheiß drauf.« Berija zog die Hände zurück, stand auf und wischte sich die Finger am Mantel ab. »Es ist tatsächlich ein Schlaganfall. Er ist hinüber. Wo sind Starostin und die anderen? Und die Butusowa?«

Malenkow schluchzte inzwischen richtiggehend, und Berija mußte sich zwischen ihn und Stalin stellen – mußte ihm buchstäblich die Sicht versperren, damit er ihm zuhörte. Er packte Malenkow bei den Schultern und begann, sehr leise und sehr schnell auf ihn einzureden, als hätte er ein Kind vor sich, sagte ihm, er solle Stalin vergessen. Stalin sei jetzt Geschichte. Stalin sei hinüber, und jetzt

komme es nur darauf an, wie sie reagierten, daß sie zusammenhielten. Also, wo waren die Jungs? Immer noch in der Wachstube?

Malenkow nickte und wischte sich mit dem Ärmel die Nase ab.

»Gut«, sagte Berija. »Und jetzt tun Sie folgendes.«

Malenkow sollte seine Schuhe wieder anziehen und den Wachen sagen, daß Genosse Stalin schlafe, daß er betrunken sei, und weshalb zum Teufel man ihn und den Genossen Berija für nichts und wieder nichts aus dem Bett geholt habe? Er sollte ihnen sagen, sie sollten das Telefon nicht anrühren und keinen Arzt rufen. (»Hören Sie mir überhaupt zu, Georgi?«) Vor allem keinen Arzt, weil der Generalsekretär alle Ärzte für jüdische Giftmischer hielt – Sie erinnern sich doch? So, und wie spät war es jetzt? Drei Uhr? Um acht – nein, lieber um halb acht – sollte Malenkow damit beginnen, die Führerschaft zusammenzurufen. Er sollte sagen, daß er und Berija eine Zusammenkunft des gesamten Politbüros wünschten, hier in *Blischnjaja*, um neun Uhr. Er sollte sagen, sie machten sich Sorgen wegen Josef Wissarionowitschs Gesundheitszustand und daß eine kollektive Entscheidung über eine ärztliche Behandlung getroffen werden müßte.

Berija rieb sich die Hände. »Das sollte reichen, damit sie sich vor Angst in die Hose machen. So, und jetzt wollen wir ihn auf das Sofa heben. Du«, sagte er zu Rapawa, »pack ihn an den Beinen.«

Der alte Mann war beim Reden tiefer in seinem Sessel zusammengesackt; seine Beine waren ausgestreckt, seine Stimme monoton. Plötzlich schnaufte er heftig und richtete sich im Sessel auf. Er schaute sich nervös im Hotelzimmer um. »Ich muß pissen, mein Junge. Muß pissen.«

»Da drüben.«

Er erhob sich mit der bedächtigen Würde eines Betrunkenen. Durch die dünne Wand konnte Kelso hören, wie der

Urin in die Toilettenschüssel prasselte. Kein Wunder, dachte er. Der hatte eine Menge abzuladen. Mittlerweile hatte er Rapawas Erinnerungen fast vier Stunden lang geschmiert: zuerst mit Baltika-Bier in der Bar des Ukraina, dann mit Subrowka in einem Lokal auf der anderen Straßenseite und schließlich mit schottischem Single Malt in der beengten Intimität seines Zimmers. Es war, als holte man einen Fisch ein, einen Fisch aus einem Fluß aus Alkohol. Sein Blick fiel auf das Streichholzheftchen auf dem Boden, wo Rapawa es hingeworfen hatte. Er bückte sich und hob es auf. Auf der Klappe stand der Name einer Bar oder eines Nachtclubs – РОБОТНИК – und eine Adresse in der Nähe des Dinamo-Stadions. Die Toilettenspülung rauschte. Kelso ließ die Streichhölzer rasch in seine Tasche gleiten. Dann tauchte Rapawa auch schon wieder auf, lehnte sich an den Türrahmen und knöpfte seinen Hosenschlitz zu.

»Wie spät ist es, mein Junge?«

»Fast eins.«

»Muß gehen. Die glauben sonst, ich wäre Ihr Liebster.«
Rapawa machte mit der Hand eine obszöne Geste.

Kelso tat, als müßte er lachen. Natürlich, er würde in einer Minute gleich ein Taxi rufen. Natürlich. »Aber vorher wollen wir noch die Flasche hier leer machen« – er griff nach dem Scotch und vergewisserte sich dabei verstohlen, daß das Band immer noch lief –, »machen Sie die Flasche leer, Genosse, und erzählen Sie die Geschichte zu Ende.« Der alte Mann runzelte die Stirn und schaute auf den Teppich. Das sei bereits die ganze Geschichte gewesen. Da war nichts mehr zu erzählen. Sie beförderten Stalin auf das Sofa, und das war's. Malenkow ging hinaus, um mit den Wachen zu reden. Rapawa fuhr Berija nach Hause. Der Rest ist allgemein bekannt. Ein oder zwei Tage später war Stalin tot. Und nicht lange danach war Berija tot. Malenkow – also, Malenkow hing, nachdem man ihn kaltgestellt hatte, noch viele Jahre herum (Rapawa hatte ihn einmal

gesehen, in den Siebzigern, als er den Arbat entlangschlurfte), aber jetzt war sogar Malenkow tot. Nadaraja, Sarsikow, Dumbadse, Starostin, die Butusowa – tot, alle tot. Die Partei war tot. Im Grunde war sogar das ganze verdammte Land tot.

»Aber Sie haben doch bestimmt noch mehr zu erzählen«, sagte Kelso. »Bitte, setzen Sie sich wieder hin, Papu Gerassimowitsch, wir wollen die Flasche noch leer machen.«

Er sprach höflich und ohne allzu großen Nachdruck, weil er das Gefühl hatte, daß das Anästhetikum aus Alkohol und Eitelkeit seine Wirkung verlieren könnte und daß Rapawa, wenn er wieder zu sich kam, vielleicht plötzlich bewußt wurde, daß er zuviel redete. Er spürte wieder, wie Ungeduld in ihm hochstieg. Himmel, sie waren immer so verdammt schwierig, diese alten NKWD-Leute – schwierig und vielleicht ja auch immer noch *gefährlich*. Kelso war Historiker, erst Mitte Vierzig, also dreißig Jahre jünger als Papu Rapawa, aber er war nicht mehr ganz in Form – um ehrlich zu sein, er war eigentlich nie sonderlich in Form gewesen –, und er hätte vermutlich keine Chance, wenn der alte Mann handgreiflich wurde. Schließlich war Rapawa ein Überlebender der Lager am Polarkreis. Er hatte bestimmt nicht vergessen, wie man jemandem weh tun konnte – das ging dann wahrscheinlich sehr schnell, dachte Kelso, und würde vermutlich ziemlich schlimm enden.

Er füllte Rapawas Glas, goß sich selbst noch etwas ein und zwang sich, einfach weiterzureden.

»Also, da sind Sie, gerade mal fünfundzwanzig Jahre alt, im Schlafzimmer des Generalsekretärs. Näher hätten Sie doch gar nicht herankommen können – so mitten ins innerste *Heiligtum*. Also weshalb hat Berija Sie da mit hineingenommen?«

»Sind Sie taub, mein Junge? Er hat mich gebraucht, um Stalin auf das Sofa zu legen.«

»Aber weshalb ausgerechnet Sie? Weshalb nicht einen von Stalins angestammten Leibwächtern? Schließlich waren die es doch, die ihn gefunden und dann Malenkow informiert haben. Oder weshalb hat BeriJa nicht einen seiner dienstälteren Männer nach *Blischnjaja* mitgenommen? Weshalb hat er gerade Sie mitgenommen?«

Rapawa schwankte und starrte unverwandt das Glas mit dem Scotch an. Später gelangte Kelso zu dem Schluß, daß die ganze Nacht im Grunde an dieser einen Sache gehangen hatte: daß Rapawa noch einen Drink brauchte, daß er ihn in genau diesem Moment brauchte und daß diese beiden Sachen zusammengenommen stärker waren als sein Drang zu verschwinden. Er kam heran und ließ sich schwer in seinen Sessel fallen, leerte das Glas in einem Zug und hielt es Kelso dann zum Nachfüllen hin.

»Papu Rapawa«, fuhr Kelso fort, während er einen Doppelpelten in das Glas goß. »Neffe von Awxenti Rapawa, BeriJas ältestem Kumpel im georgischen NKWD. Jünger als die anderen Leibwächter. Neu in der Stadt. Vielleicht ein bißchen naiver als die anderen? Richtig? Vielleicht genau die Sorte von eifrigem jungem Mann, bei der der Chef dachte: *Ja, den könnte ich gebrauchen, ich könnte Rapawas Jungen gebrauchen, er würde ein Geheimnis bewahren.*«

Das Schweigen dehnte sich aus und wurde so beherrschend, bis es beinahe greifbar war, fast so, als wäre jemand ins Zimmer getreten und hätte sich zu ihnen gesellt. Rapawas Kopf begann, von einer Seite zur anderen zu rucken, dann lehnte er sich vor, verschränkte die Hände hinter dem ausgemergelten Nacken und starrte auf den abgewetzten Teppich. Rapawas Haar war kurz geschoren. Von der Schädeldecke aus verlief eine alte, schrumpelige Narbe bis fast zur Schläfe. Sie sah aus, als hätte einmal ein Blinder die Wunde dort mit einem groben Bindfaden geflickt. Und diese Finger: geschwärzte gelbe Kuppen, und alle ohne Nagel.

»Stellen Sie Ihr Gerät ab, mein Junge«, sagte er ruhig. Er deutete mit einem Kopfnicken auf den Tisch. »Stellen Sie es ab. Und nun nehmen Sie das Band heraus – ja, genau –, und legen Sie es dahin, wo ich es sehen kann.«

Genosse Stalin war ein relativ kleiner Mann – ein Meter zweiundsechzig –, aber er war schwer. Mein Gott, war der schwer! Es war, als bestünde er keineswegs nur aus Fett und schweren Knochen, sondern aus irgendeinem massiveren Material. Sie zerrten ihn über den Fußboden, sein Kopf torkelte und schlug gegen die gebohnerten Dielen, und dann mußten sie ihn hochheben, mit den Beinen voran. Rapawa fiel auf – es mußte ihm einfach auffallen, denn er war mit dem Gesicht ganz nahe an Stalins Füßen –, daß der zweite und der dritte Zeh am linken Fuß des Generalsekretärs miteinander verwachsen waren – das Teufelszeichen! Als er sich unbeobachtet fühlte, bekreuzigte er sich kurz.

»Also, junger Genosse«, sagte Berija, als Malenkov gegangen war, »möchtest du auf der Erde bleiben, oder würdest du lieber darunter sein?«

Anfangs konnte Rapawa nicht glauben, daß er richtig gehört hatte. Ab diesem Augenblick wußte er, daß sein Leben nie mehr so sein würde wie zuvor und daß er von Glück sagen konnte, wenn er diese Nacht überlebte. »Ich würde gern auf ihr bleiben, Chef«, flüsterte er.

»Guter Junge.« Berija formte Daumen und Zeigefinger zu einer Zange. »Wir müssen einen Schlüssel finden. Ungefähr so groß. Sieht aus wie ein Schlüssel, mit dem man eine Uhr aufzieht. Er bewahrt ihn an einem Messingring mit einem Stück Schnur daran auf. Durchsuch seine Kleidung!«

Der vertraute graue Waffenrock hing über der Rückenlehne eines Stuhls. Eine graue Hose war säuberlich darüber gefaltet. Daneben stand ein Paar hohe schwarze Kavalleriestiefel mit um ein paar Zentimeter erhöhten